

»Kroatien«. Für eine Betrachtung des Phänomens jugoslawischen Küstenhotelbaus sind aber natürlich auch (im Buch teilweise angerissene) großräumliche Entwicklungen wie Edo Mihevc' Ausbau von Portorož (Slowenien), Edvard Ravnikars urbanistische Pläne für den Küstenstreifen hinter dem Hoteldorf Sveti Stefan (Montenegro) oder auch das Phänomen des dicht bebauten Neum, des einzigen Badeortes an der kurzen bosnischen Küste, interessant.

Dennoch ist das Buch, das durch Essays zu architekturhistorischer Einbettung und postsozialistischer Privatisierung, eine historische Bildstrecke mit 1970er-Jahre-Imagefotografien aus dem Archiv der »Turistkomerc«-Agentur in Zagreb und einen aktuellen melancholischen Bildessay zur bulgarischen Küste ergänzt wird, eine empfehlenswerte Quelle mit sachlichem, kompetentem Zugang.

Eine Ergänzung zum Thema Montenegro bildet die jüngste Publikation der von Adolph Stiller kuratierten Reihe *Architektur im Ringturm* der Wiener Städtischen Versicherung. Hier wird ein Gesamtüberblick über die Architektur in der früheren jugoslawischen Teilrepublik seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts geliefert, nach einem Essay über vernakuläre Steinarchitektur im montenegrinischen Bergland angefangen mit den nach 1910 entstandenen Bottschaftsgebäuden in der damaligen Hauptstadt Cetinje. Das Erbe Tito-Jugoslawiens ist mit qualitativollen Bauten nicht nur im Tourismusbereich, sondern auch mit Schulen, Spitälern und Verwaltungsbauten u. a. im damaligen Titograd (Podgorica) ein wichtiger Teil der montenegrinischen Architekturgeschichte.

Montenegro, Mazedonien, Kosovo, Bosnien, Serbien und Kroatien umfasst das in der Art eines Reiseberichts konzipierte jüngste Buch von Friedrich Achleitner zu den Kriegs-, Faschismus- und Revolutions-Mahnmalen, die der 2010 in Wien verstorbene Bogdan Bogdanović zwischen 1951 und 1981 realisierte. Von Gabriele Lenz grafisch zurückhaltend und dem Thema angemessen gestaltet, listet es chronologisch alle von Bogdanović realisierten Denkmäler auf, mit Vollständigkeits-, aber ohne wissenschaftlich-analytischen Anspruch, mit Fotostrecken vom Verfasser, wobei gelegentlich auch die anderen Teilnehmer und Teilnehmerinnen seiner Reisen auf den Fotos zu sehen sind, ebenso wie

zufällig anwesende Passanten und Passantinnen, manchmal auch Bogdanović selbst. Es ist ein sehr persönliches Buch, auch geprägt von der Freundschaft des Ehepaars Achleitner zum Ehepaar Bogdanović, und das Ergebnis ist ein unbedingt empfehlenswerter Band, bei dem Autor und Gegenstand eine höchst fruchtbare Synthese eingehen.

—
Kai Vöckler (Hg.)
SEE! URBAN TRANSFORMATION IN SOUTHEASTERN EUROPE
ERSTE Foundation Series, Bd. 2
Wien/Berlin: LIT Verlag, 2012
202 S., englisch, 19,90 Euro

Elke Beyer, Anke Hagemann, Michael Zinganel (Hg.)
HOLIDAYS AFTER THE FALL – SEASIDE ARCHITECTURE AND URBANISM IN BULGARIA AND CROATIA
Berlin: Jovis, 2013
262 S., englisch, 29,80 Euro

Adolph Stiller (Hg.)
MONTENEGRO – KONTRAST LANDSCHAFT ARCHITEKTUR KONTEXT ARCHITEKTUR IM RINGTURM XXXIII
Ausst.kat. Ringturm Wien
Salzburg: müry salzmann, 2013
204 S., deutsch/englisch, 27,- Euro

Friedrich Achleitner
DEN TOTEN EINE BLUME – DIE DENKMÄLER VON BOGDAN BOGDANOVIĆ
Wien: Zsolnay, 2013
184 S., deutsch, 35,90

Der Raubzug in Berlins Mitte

Claudia Krieg



Unbekannter Fotograf.
Königsstraße (heute Rathausstraße)
mit dichtem Verkehr vor
dem Kaufhaus Wertheim während der
Olympischen Spiele 1936.
Im Hintergrund der Alexanderplatz.
August 1936.
(c) Stadtmuseum Berlin

Die Jewish Claims Conference (JCC) eröffnet im Februar 2013, 80 Jahre nach der Machtübernahme der Nazis, einen 50-Millionen-Dollar-Fonds für jüdische Familien, denen Eigentum auf dem Gebiet der ehemaligen DDR gehört. Eine etwa 1.500 Seiten umfassende Liste mit Namen gibt Auskunft darüber, welche Menschen durch die nationalsozialistische Verfolgung und die damit einhergehende Enteignung ihre Wohnungen, Häuser, Firmen und Geschäfte samt Einrichtungen verloren haben. Tausende Personen-, Firmen- und Ortsnamen: Meiningen, Gera, Eisenhüttenstadt, Leipzig, Dresden, Chemnitz, Magdeburg – und immer, immer wieder: Berlin.

Noch ist der größte Teil der Geschichte des »Arisierungs«-Unrechts der Nazis, das keiner der beiden deutschen Staaten weder annähernd aufgearbeitet noch durch angemessene Entschädigung versucht hat zu mindern, ungeschrieben. Im Rahmen des Berliner Themenjahres »Zerstörte Vielfalt« ist seit September 2013 im Ephraim-Palais die kleine Ausstellung des Berliner Stadtmuseums *Geraubte Mitte. Die »Arisierung« des jüdischen Grundeigentums im Berliner Stadtkern 1933–1945* zu sehen.

Mit ihr haben es sich die Kuratoren Benedikt Goebel und Lutz Mauersberger zur Aufgabe gemacht, den Verlust des

jüdischen Lebens, Eigentums und Einflusses darzustellen, wie ihn das nationalsozialistische Deutschland inklusive der gleichgeschalteten Berliner Senatsverwaltung zwischen 1933 und 1945 zu verantworten hatte. Ihren Schwerpunkt legen sie dabei auf den historischen Berliner Stadtkern, der zwischen heutigem Schloss- und Alexanderplatz liegt.

Goebel und Mauersberger belegen, dass vor 1933 von insgesamt 1.200 Grundstücken im Stadtkern mindestens 225 in jüdischem Besitz waren, also fast ein Fünftel. Im Jahr 1944 war es kein einziges mehr, die »Arisierung« war vollständig verlaufen. »Wesentlich beteiligt daran waren die Finanz- und die Justizverwaltung. Wenn die Stadt Interesse an einem Grundstück in jüdischem Eigentum hatte, dann wurden zum Beispiel Steuern fällig gestellt. Wollte oder konnte der Eigentümer nicht zahlen, kam es schnell zur Zwangsversteigerung, bei der in der Regel die Reichshauptstadt den Zuschlag erhielt«, so Benedikt Goebel in einem Interview mit der Zeitschrift *Bauwelt*. Anders als in anderen Berliner Bezirken raubten hier also nicht Privatleute, sondern das Deutsche Reich bzw. der Berliner Magistrat die meisten Grundstücke. Das enge Zusammenspiel zwischen Stadtplanung und »Arisierung« diente dem geplanten Umbau des Berliner Zentrums im Zuge der Pläne zur Schaffung der *Welthauptstadt Germania*. Hierfür sollte das monumentale »Altstadtforum« realisiert werden, wofür Grundstücke rund um den Molkenmarkt nötig und daher gemäß den Überlegungen Albert Speers umfangreiche Abrisse notwendig waren. Da für die Bewohner der abzureißenden Häuser Ersatzwohnungen benötigt wurden, konfiszierte man auch dafür jüdischen Besitz.

Die Ausstellung demonstriert beispielhaft am Schicksal der fünf Familien Gadiel, Berglas/Intrator, Freudenberg, Fuchs und Panofsky die Mechanismen der Enteignung, die kulturgeschichtlichen Verluste sowie die Vertreibung und schließlich Ermordung dieser Familien durch die Nazis. Sie beklagt, dass weder Gedenktafeln noch Stolpersteine gerade im historischen Zentrum einen Hinweis darauf liefern, wie dicht und vielfältig das jüdische Leben hier einmal war. Was auch immer man von diesen Elementen der deutschen Erinnerungskultur halten mag, der Hinweis

ist richtig: Wer in Berlin etwas über die Verfolgung und Vernichtung der Berliner jüdischen Bevölkerung lernen will, geht in die Oranienburger Straße in die Große Synagoge, in die Auguststraße oder ins jüdische Museum, aber nicht über den Schlossplatz, wo in der Nummer 5 die Malerin Eugenie Fuchs lebte, oder zum Werderschen Markt, wo das Kaufhaus Gerson stand.

So deutlich wie in dieser Ausstellung war es bislang nur selten zu lesen: Die »Arisierung« stellt den größten Vermögensraub der deutschen Geschichte dar. Sie muss als Teil der Geschichte des nahezu ununterbrochenen Antisemitismus gelesen werden, der den Juden und Jüdinnen europaweit entgegenschlägt. Sie ist gleichermaßen Zäsur und Vollendung eines Teil des Plans der Vernichtung der jüdischen Menschen durch die Nazis. Von den ehemals 160.000 jüdischen Berlinern und Berlinerinnen überlebten in Berlin bis 1945 nur 5.990.

Die Kuratoren unternehmen mit der Ausstellung *Geraubte Mitte* aber auch den Versuch, die »Arisierung« im historischen Berlin nicht als etwas Abgeschlossenes zu betrachten, sondern verfolgen die Geschichte der Bauten bis heute. »Im Berliner Stadtkern sind nach 1990 nur drei unbebaute Grundstücke rückübertragen worden: die Königstrasse 33, das Rolanderufer 6 und die Werderstrasse 5. Außerdem wurden zwölf bebaute Grundstücke rückübertragen: die Burgstraße 8, der Hausvogteiplatz 1, die Klosterstraße 64, das Märkische Ufer 20, die Neue Friedrichstrasse 106/107, die Poststrasse 4/5 und 12, die Stralauer Strasse 42/43, die Waisenstrasse 2 und Wallstrasse 16. Damit wurden insgesamt 8 Prozent der arisierten Grundstücke rückübertragen, 92 Prozent blieben verstaatlicht.«

Ein Grund dafür mag gewesen sein, dass der historische Stadtkern mit seinem enteigneten jüdischem Grundbesitz weitestgehend verschwunden war. Nach 1945 zunächst größtenteils Trümmerhaufen, dann geräumte Freifläche, blieb der Stadtkern bis Mitte der 1960er Jahre nahezu unverändert. Zwischen 1965 und 1978 wurde dann das sozialistische Stadtzentrum errichtet – der Fernsehturm und der Palast der Republik als Aushängeschilder, umgeben von Hochhäusern und weiten Flächen. Seitdem hat sich die Richtung der

Zentrumsgestaltung im Dekadentakt geändert. Ende der 1970er Jahre vollzog noch die DDR-Regierung eine stadtplanerische Wende und nahm mit der Restaurierung des Nikolaiviertels bis Ende der 1980er Jahre Abstand vom Prinzip von Abriss und Neuaufbau. Ab 1990 waren die Gestaltungsideen wechselnden Bauleitplanungen unterworfen: Prägende Elemente der DDR-Zentrumsgestaltung – Ahornblatt, Palast der Republik und Palasthotel – wurden abgerissen, Denkmäler abgebaut, das »Humboldtforum« soll errichtet, weitreichende Sanierungsvorhaben umgesetzt werden.

Was sich weiterhin nicht veränderte, war die mangelnde Auseinandersetzung mit dem Teil der Geschichte des historischen Zentrums vor 1945 – ob vor oder nach 1990: Einerseits zwar erarbeitet sich die »Berliner Republik« den Ruf der Erinnerungsweltmeisterin; die Geschädigten und Ermordeten der neuen Hauptstadt blieben aber namenlos und ohne Entschädigungsangebot wie Millionen andere.

Aber jetzt, wo die Recherche aufweist, um welche Grundstücke welcher Familien es sich genau handelt, wäre es da nicht Zeit, dass in der »Erinnerungshauptstadt« im Zuge der Debatten um die Gestaltung der Berliner Mitte die Frage der Geschichte des begangenen Unrechts einmal angemessen thematisiert wird? So sehen es zumindest die Ausstellungsmacher: »Bei den aktuellen Diskussionen über die Wiederbebauung von Flächen im Stadtkern stellt sich die Frage nach der Eigentums Geschichte der früheren Grundstücke. Das wiederholte Unrecht, das den ehemaligen jüdischen Eigentümern und ihren Nachfahren in diesem Bereich widerfahren ist, verlangt eine geschichtsbewusste Vorgehensweise.« Ebenso formuliert es Franziska Nentwig, Generaldirektorin der Stiftung Stadtmuseum Berlin, in ihrem Begleitwort: »Die Stadtmitte war und ist nicht nur das historische oder politische Zentrum Berlins, sondern am stadtplanerischen Umgang mit ihr zeigt sich unser historisches Verständnis und die Interpretation von Geschichte durch die moderne Stadtgesellschaft.« Man müsse, so Nentwig, um die Geschichte wissen und dafür die Frage untersuchen, wem einst die Mitte Berlins gehört habe – die Ausstellung »Geraubte Mitte« stelle diese Frage, und auch die Frage, wie sich dieses Unrecht Jahrzehnte später korrigieren lasse.

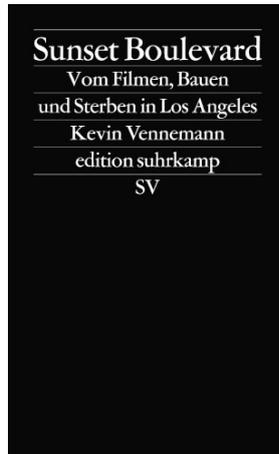
Am 27. November 2013 präsentierte Regula Löscher, Berlins Senatsbaudirektorin, den sogenannten Stufenplan für die Neubebauung des Areals der »historischen Mitte Berlin«. Bis 2025 soll diese abgeschlossen sein. Das neue Schloss, jetzt Humboldtforum, soll 2019 eröffnet werden, die Sanierung der Staatsoper und die Bebauung am Schinkelplatz mit Luxuswohnungen vollendet. Dann werde der Molkenmarkt umgebaut, zwischen Marx-Engels-Forum an der Spree und Alexanderplatz wird ein »Rathausforum« entstehen. »Rund um das Humboldtforum wächst die Stadt zusammen«, verkündet die Senatsbaudirektorin. Ob Regula Löscher die Ausstellung *Geraubte Mitte* besucht hat? Es müsste ihr darob zumindest ein schaler Geschmack entstanden sein.

Eine Baulücke nach der nächsten schließt sich in Berlin, unaufhörlich senken sich Fundamente in die Erde, recken sich Hoch- und Townhäuser empor. Die Lücke in der Gesellschaft schließen wird niemand – nicht die Stadtplaner und nicht der Berliner Senat. Die Frage von Franziska Nentwig wird unbeantwortet bleiben: Das Unrecht, das Berlin an seiner jüdischen Bevölkerung vollstreckt hat, lässt sich nicht korrigieren. Zumindest darauf aber weist die Ausstellung *Geraubte Mitte* hin, und das ist kein geringer Verdienst.

—
 GERAUBTE MITTE
 DIE »ARISIERUNG« DES JÜDISCHEN
 GRÜNDEIGENTUMS IM BERLINER STADTKERN
 1933-1945
 Stadtmuseum Berlin
 4.9.2013 bis 19.1.2014
 www.stadtmuseum.de
 —

Los Angeles oder das Ende der Vergangenheit

Nicole Th. Raab



Los Angeles. Eine Stadt wie im Film oder Abbild des Scheiterns? Hollywood Hills oder Leichenberge? All-American-Girl oder Femme fatale? Held oder verlorene Seele? Villa oder Trenchcoat? Heiterer Sonnenschein oder ewige Nacht? Das schöne Leben oder notorisches Fluchtverhalten? Der Regen setzt ein ... und Film Noir beginnt.

Selbst auf diejenigen, die niemals dort waren, wirkt keine Stadt so verheißungsvoll vertraut wie Los Angeles. Das Kino war ihr wesentlichster Motor. Hier sollte ein Eldorado in der Wüste entstehen. Sie sollte zum irdischen Eden für jene werden, die an der Ostküste feststellen mussten, dass die europäische Vergangenheit noch auf dem Hier und Jetzt lastete. Der Westen aber war noch zu erobern, und dort angekommen, konnte man die alte Welt endlich hinter sich lassen. Jedoch selbst hier wurde nicht vergessen. Statt der erhofften Erlösung lauerte der Moloch eines nicht eingelösten Glücksversprechens, der Aporien der Moderne.

In der Manier eines Road Movies entlang des Sunset Boulevards nimmt uns Kevin Vennemann auf eine Reise zum Anfang und dem Ende aller Hoffnung in Los Angeles mit. In seinem Buch *Sunset Boulevard. Vom Filmen, Bauen und Sterben in Los Angeles* beleuchtet er die Schattenseiten jener Metropole, deren

KreatoreInnen stets darum bemüht waren, perfekte Abziehbilder einer genuin südkalifornischen Romantik zu erschaffen. Mit dem Zeigefinger auf der Vorspultaste rasen wir zunächst durch die Geschichte des Film Noir mit seinen düsteren Gestalten und durch die Stadt als deren Kulisse. Die Suche nach Erlösung brachte sie nach Los Angeles. Im Film bleibt den dort gestrandeten Existenzen am Ende meist aber nichts übrig als aus dem vermeintlichen Paradies zu fliehen. Sie wollen zurück nach New York. Es um Vergebung bitten. Doch die wenigsten schaffen es: »Wenn uns Los Angeles in Los Angeles gefunden hat, dann kann es sein, dass es uns nicht wieder gehen lässt.« Einmal umgekehrt, die städtische Silhouette bereits im Rückspiegel, kommen sie alle um. »Ohne die Träumerinnen und Träumer, die zukünftigen Opfer, wäre L.A. nicht L.A.«

Los Angeles ist gemacht, nicht gewachsen. Auch daran erinnert Vennemann. In Europa kann dieses regellose urbane Sinnbild unendlichen Lasters außer ein paar Spinnern niemanden so recht begeistern. Einzig die Architekturtheorie vermochte auch Hymnen an L.A. zu komponieren, die »Autopie« (Reyner Banham) in der Windschutzscheibe. Früh jedoch schon schrieben die Pulp-Fiction-Autoren in den Vorlagen des Noir an der Antithese zum alten Hollywood. Im Jahr 1950 gelangte dieses Begehren nicht nur als L.A. Noir, sondern auch als kalifornische Architekturmoderne zu seinem Höhepunkt. 20 Jahre nach dem Ende des Stummfilms und der kalifornischen Architekturfantasien entlarvten Billy Wilder und Raphael Soriano die Doppel-moral, auf der die Stadt gebaut wurde. Bereits in den ausklingenden 1920er Jahren über das Gespenst der Moderne in Angst versetzt, hatten Hollywood und *Los Angeles Times*, gemeinsam mit Immobilieninvestoren und willigen Architekten, am idealen, zeitgenössischen *Times Demonstration House* gebastelt. Man trachtete eine doch nie gewesene Geschichte, eine Ersatzfiktion, eine vollkommen erfundene Wiederbelebung des *Spanish Colonial Revival* zu etablieren.

Zu spät, so schien es zunächst. Denn die Architekturmoderne war bereits über den Atlantik geschwappt. Jene Moderne, die in Europa die Deutschen mit ihrem Nationalsozialismus abrupt beendeten. Noch zuvor folgten die Wiener Architekten Richard